



MECHTHILD GLÄSER

STADT AUS
TRUG UND
SCHATTEN



**Unverkäufliche
Leseprobe**

Hardcover mit Schutzumschlag, Relieflack und Leseband
15,0 x 22,0 cm, 416 Seiten, ab 13 Jahren, Januar 2012
€ 17,95 (D), € 18,50 (A), CHF 25,90
ISBN 978-3-7855-7402-7

© Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

www.loewe-verlag.de

2 EIN UNGEBETENER GAST

Ich wohnte im Stadtteil Steele in einer kleinen Seitenstraße in der Nähe der Ruhr. Die Häuser hier waren groß und alt, hatten Stuckfassaden und feuchte Keller und ragten unter dem graublauen Nachmittagshimmel auf wie schlafende Ungeheuer. Unsere Wohnung lag im dritten Stock von Hausnummer 34, einem sandsteinfarbenen Bau mit Fenstersimsen im Jugendstil, und auf unserem Klingelschild stand in schnörkeliger Schrift »Fam. Gerstmann«.

Auch das Treppenhaus wirkte mit seinen schwarz-weißen Fliesen und dem geschwungenen Geländer antik. Ein blasser Abglanz früherer Tage, der sich allerdings spätestens an unserer Wohnungstür in Luft auflöste, wo Alarmanlagen und Sicherheitschlösser ihn zusammen mit jedem Einbrecher in die Flucht schlugen.

»Wegen der Fische«, hatte mein Vater mir erklärt, als ich noch klein gewesen war. In unserer Wohnung standen nämlich über zwanzig Aquarien, die teils mit Salz-, teils mit Süßwasser gefüllt waren und allerlei wertvolles Meeresgetier beherbergten. (Mein Vater besaß ein Aquaristikfachgeschäft und war, damit zogen wir ihn gelegentlich auf, selbst sein bester Kunde.) Ich konnte mir zwar immer noch nicht vorstellen, welcher Einbrecher es

ausgerechnet auf unsere Clownfische und Seeanemonen abgesehen haben sollte, aber mein Vater und Christabel schienen von dem Gedanken, ausgeraubt zu werden, regelrecht besessen zu sein. Andauernd modifizierten sie das Alarmsystem. Vor Kurzem hatten sie sogar unsere Fenster elektronisch gesichert und im Arbeitszimmer meines Vaters gab es eine Lichtschranke. Langsam nahm es krankhafte Züge an.

Für die Wohnungstür allein benötigte man mittlerweile sage und schreibe fünf Schlüssel, sodass es eine Weile dauerte, bis ich sie aufbekam. Vor allem weil ich auf meinem Knie einen Korb voller Bügelwäsche balancierte, die ich aus der Waschküche mit heraufgenommen hatte.

Schon in der Diele hörte ich ihre Stimmen.

Erst dachte ich, Christabel würde sich wieder einen Actionfilm aus ihrer umfangreichen Sammlung ansehen. Doch dann erkannte ich, dass es nicht Jackie Chan, sondern mein Vater war, der dort im Wohnzimmer gerade von »Schutzbestimmungen« und »fragwürdigen Einschränkungen aufgrund von Gerüchten« sprach. Er klang ernst.

War etwas mit dem Laden? Ich spürte, wie mein Mund trocken wurde. Um diese Uhrzeit war mein Vater nie zu Hause. Plötzlich war ich wieder hellwach, ließ sowohl den Wäschekorb als auch meinen Rucksack einfach auf den Boden fallen und stürzte ins Wohnzimmer. »Ist alles in Ordnung?«

Drei Köpfe wandten sich erschrocken in meine Richtung.

»Oh, Engelchen, wir hatten noch gar nicht mit dir gerechnet«, sagte Christabel und war mit zwei schnellen Schritten bei mir. Sie trug wie immer einen geblühten Kittel und rosafarbene Plüschpantoffeln, aber heute saß ihre rot gefärbte Dauerwelle nicht annähernd so makellos wie sonst. Eine Locke hing ihr so

verwegen ins Gesicht, dass ich mich einmal mehr fragte, wie alt sie eigentlich war. Mindestens sechzig bestimmt. Auf jeden Fall zu alt für quietschpinken Lippenstift.

Neben Christabel wirkte mein Vater mit seinem mausbraunen Haar und der schlichten Kleidung nahezu farblos. Er war groß und schlaksig, maß beinahe zwei Meter, doch hätte er in seinem Ohrensessel nicht eine so natürliche Autorität ausgestrahlt, man hätte ihn neben seiner Haushälterin sicherlich kaum wahrgenommen.

Allerdings waren es weder Christabels Frisur noch die aufeinandergepressten Lippen meines Vaters, die mich aus dem Konzept brachten, sondern der Junge, der es sich auf unserem Sofa bequem gemacht hatte. Aus grünen Augen sah er zu mir herüber, nein, eigentlich starrte er mich an, musterte mich, als wäre ich ein Geist. Er musste ungefähr so alt wie ich sein, war flachblond, blass und sommersprossig, gut aussehend, auf eine seltsam kühle Art und Weise. Aber nicht mein Typ, entschied ich und fragte mich gleichzeitig, warum mir ausgerechnet das jetzt durch den Kopf ging.

»Wer –«, stammelte ich.

»Setz dich erst mal hin, Engelchen«, sagte Christabel und legte mir eine Hand auf den Arm, die ich jedoch sofort abschüttelte.

»Wer ist das?«

»Das ist Marian Immonen, ein Austauschschüler aus Finnland. Er wird die nächsten Monate bei uns wohnen«, erklärte mein Vater und sah dabei recht unglücklich aus.

Ich hingegen hatte das dumpfe Gefühl, mich verhöhrt zu haben. Fremde durften unsere Wohnung niemals betreten. Das war eine goldene Regel und für meinen Vater und Christabel beinahe genauso wichtig wie das Alarmsystem. In all den Jahren unserer

Freundschaft hatten sie es nicht einmal Wiebke erlaubt, uns zu besuchen. Krankhaft, wie gesagt. Aber ich hatte es akzeptiert. Seit meine Mutter nicht mehr bei uns lebte, waren wir ohnehin keine richtige Familie mehr, sondern nur noch eine chaotische Wohngemeinschaft. Ich hatte kaum je das Bedürfnis verspürt, dies jemandem auf die Nase zu binden.

Doch jetzt beherbergten wir einen *Austauschschüler*?

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Und wo soll er schlafen?«

»Ich bekomme ein Klappbett im Arbeitszimmer«, sagte Marian mit deutlichem Akzent und für meinen Geschmack ein wenig zu selbstsicher. Seine Stimme kam mir von irgendwoher bekannt vor.

»Mit dir rede ich gar nicht«, beschied ich ihn und funkelte stattdessen meinen Vater und Christabel an. »Ich will sofort wissen, was passiert ist. Wieso ist er hier?«

»Es ist ja nur vorübergehend«, sagte mein Vater.

Ich schwieg zornig und wartete auf eine Erklärung, doch anscheinend konnte sich niemand dazu durchringen. Einen Moment lang hing die Stille zwischen uns wie Qualm, der einem die Luft zum Atmen nimmt. Selbst die Fische in den Aquarien an der Längsseite des Raumes schienen erwartungsvoll zu den Scheiben zu schwimmen.

Christabel und mein Vater tauschten einen langen Blick, während Marian auf seine Hände starrte, als hätte er sich am liebsten in Luft aufgelöst. Auch ich wünschte mir sehnlichst, er wäre in diesem Augenblick irgendwo anders gewesen, im finnischen Wald oder so, aber nicht hier bei uns in Essen, wo meine Familie gerade am Rad drehte.

In den bernsteinfarbenen Augen meines Vaters lag ein gequäl-

ter Ausdruck, als er schließlich den Kopf in die Hände stützte und seufzte. »Weißt du, das Problem ist, dass der Laden im Moment nicht besonders gut läuft. Als Gastfamilie bekommen wir etwas Geld und –«

»Das glaube ich dir nicht«, unterbrach ich ihn und erschrak selbst darüber, wie harsch es klang. »Ich meine, das kann doch nicht dein Ernst sein. Seit Jahren lassen wir hier nicht einmal einen Handwerker rein und jetzt nehmen wir plötzlich einen vollkommen Fremden auf? Wenn wir wirklich Geld brauchen, warum verkaufst du nicht einfach ein paar von deinen eigenen Fischen, wenn die doch so wertvoll sind? Warum entlassen wir nicht Christabel?«

»Flora!« Mein Vater war mit einem Mal sehr wütend. »Christabel gehört zur Familie.«

»Ja, ich weiß. Tut mir leid«, sagte ich ein wenig kleinlaut, denn ich war mal wieder über das Ziel hinausgeschossen. Natürlich würden wir Christabel nicht entlassen. Sie war die schlechteste Haushälterin der Welt, aber ich liebte sie. Sie hatte mich praktisch großgezogen. (Na ja, eigentlich hatte ich mich selbst großgezogen, aber sie war immerhin dabei gewesen.)

»Schon gut«, sagte Christabel und legte mir erneut ihre Hand auf den Arm. Dieses Mal ließ ich sie gewähren und tatsächlich tröstete mich die Berührung etwas. Allerdings nur bis zum nächsten halbherzigen Erklärungsversuch.

»Versteh doch, Engelchen, es muss sein«, begann Christabel. »Und so schlimm ist es doch auch gar nicht. Ihr werdet bestimmt Freunde.«

»Pah«, machte ich. Irgendetwas stimmte hier nicht, was wollten sie mir verheimlichen? »Ich bin kein Kind mehr, also sagt mir gefälligst, was los ist.«

»Das haben wir gerade getan.«

»Unsinn.« Ich spürte, wie mir Tränen in die Augen stiegen. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Was war nur los mit mir? Heute Morgen noch war alles wie immer gewesen. Dann hatte ich diesen komischen Traum gehabt, auf den ich mir auch jetzt noch keinen Reim machen konnte. Ich hatte Schatten gesehen, wo keine hätten sein dürfen, und nun kam ich nach Hause, um festzustellen, dass meine Familie plötzlich einen ihrer wichtigsten Grundsätze über den Haufen warf, ohne mir den wahren Grund dafür zu sagen.

Meine Unterlippe begann bereits gefährlich zu zittern und so tat ich das einzig Richtige: Ich entschied mich zum Rückzug. »Ich will ihn hier nicht haben«, murmelte ich noch in Marians Richtung, dann stürzte ich hinaus in die Diele.

Meine Zimmertür ließ ich mit einem Knall ins Schloss fallen.

Anschließend warf ich mich auf mein Bett, vergrub das Gesicht in den Kissen und begann zu schluchzen. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich ausgeweint hatte, besonders weil ich es damit gar nicht eilig hatte. Heiß rollten die Tränen über meine Wangen und bildeten feuchte Flecken auf meinem Kopfkissen. Ich ließ sie gewähren, zu viele Gedanken wirbelten hinter meinen geschlossenen Lidern umher. Ich war wütend. Und ich war verwirrt. Vor allem aber fragte ich mich, ob mein Leben heute tatsächlich auf mysteriöse Weise aus den Fugen geraten war oder ob ich schlicht einen psychischen Aussetzer durchlebte. Hatte ich mir vielleicht meinen Traum, die Schatten und den Jungen in unserem Wohnzimmer vor lauter Müdigkeit zusammenfantasiert? So recht glauben mochte ich das nicht.

Andererseits: Hier in meinem Zimmer war alles wie immer. Mein Blick glitt über meinen stets penibel aufgeräumten Schreib-

tisch am Fenster, die tiefrot gestrichene Wand mit dem Bücherregal und meinen für ein Mädchen fast schon lächerlich kleinen Kleiderschrank (ich besaß eben nur das Nötigste). An der Decke über meinem Bett hing der einzige Raumschmuck, mit dem ich mich hatte anfreunden können: ein Mobile aus bunten Holzvögeln.

Meine Mutter hatte es mir zusammen mit einem Entschuldigungsbrief vor Jahren aus Brasilien geschickt, wo sie jetzt mit ihrer neuen Familie lebte. Das hatte ich mir jedenfalls erfolgreich eingeredet, nachdem ich das Ding vor sechs Jahren auf einem Flohmarkt gekauft hatte. In Wahrheit hatte ich seit dem Tag, an dem meine Mutter uns verlassen hatte, nie wieder etwas von ihr gehört. Und die Vögel hatten kitschige Glupschaugen. Trotzdem konnte ich mich einfach nicht davon trennen. Es war absurd, aber ich betrachtete es als mein letztes Andenken an Mama.

Jemand klopfte sacht an der Tür. »Engelchen?«, fragte Christabel. »Darf ich reinkommen?«

Ich gab keine Antwort, zog mir stattdessen die Bettdecke über den Kopf und schloss die brennenden Augen. Etwa eine Viertelstunde lang bemühte ich mich einzuschlafen. Immerhin fühlte ich mich auch jetzt noch todmüde, meine Glieder waren so schwer, als steckten Hände und Füße in Betonkübeln. Bestimmt würde ich klarer sehen, wenn ich ein wenig ausgeruhter wäre.

Doch der Schlaf wollte einfach nicht kommen.

Ich hörte ein kratzendes Geräusch an der Wand hinter dem Kopfende meines Bettes, dort, wo sich das Arbeitszimmer meines Vaters befand. Anscheinend stellten sie tatsächlich das Klappbett auf. Sie machten also Ernst.

Noch immer wollte ich es nicht glauben.

Langsam bekam ich Kopfschmerzen. Seufzend warf ich die Decke zurück, unter der es viel zu stickig geworden war, atmete tief durch und stand auf. Zuerst setzte ich mich an den Schreibtisch und kramte das kleine Heft heraus, in dem ich meine Hausaufgaben notierte. Für morgen standen allerdings nur ein paar Matheaufgaben an. Die hatte ich gestern schon gemacht.

Da fiel mir der Korb mit der Bügelwäsche ins Auge und ich begann, die Socken herauszusuchen und zu kleinen Bällen zusammenzufalten. Natürlich wäre das eigentlich Christabels Aufgabe gewesen, genauso wie das Kochen und Putzen. Obwohl Christabel in ihrer britischen Heimat angeblich eine der besten Schulen für Hauspersonal besucht hatte, schien sie sich zu keiner dieser Tätigkeiten in der Lage zu fühlen. Stattdessen begleitete sie meinen Vater beinahe überallhin und interessierte sich auffallend für Kampfsportarten. Mein Vater, der das anscheinend in Ordnung fand, hatte so viel mit dem Laden zu tun, dass ich bereits seit meiner Kindheit den größten Teil der Hausarbeit übernahm.

Umso erstaunter war ich deshalb, als es eine Dreiviertelstunde später (ich legte gerade Handtücher zusammen) erneut an meiner Tür klopfte. »Das Abendessen ist fertig«, sagte mein Vater. »Kommst du bitte?«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Doch, den hast du bestimmt.«

Hatte ich auch. Einen Bärenhunger sogar, wie mir jetzt auffiel. Aber ich hatte heute auch erst einen Apfel und ein einsames Stück Pizza gegessen. Widerwillig schlurfte ich zur Tür und folgte meinem Vater in die Küche, bemüht, möglichst beleidigt auszu- sehen.

Marian und Christabel saßen bereits am Esstisch, Christabel

mit deutlich schlechtem Gewissen, Marian mit einem undurchdringlichen Ausdruck in den Augen. Er wirkte jetzt doch ein wenig älter, als ich zunächst angenommen hatte, sein breiter Kiefer verlieh seinem Gesicht etwas Kantiges, das mir zuvor nicht aufgefallen war.

Auf dem Tisch standen Schüsseln mit Nudeln, Tomatensoße und geriebenem Parmesan. Ich ließ mich auf meinen Platz fallen. »Wer hat gekocht?«, fragte ich teilnahmslos.

»Das war ich«, sagte mein Vater, der mittlerweile ein T-Shirt mit dem Aufdruck »Ein Herz für Guppys« trug, und setzte sich neben mich. Sichtlich stolz reichte er mir die erste Schüssel und tatsächlich schmeckte es gar nicht so schlecht.

Trotzdem wurde das Abendessen zu einer eher schweigsamen Angelegenheit, hauptsächlich deshalb, weil ich die meiste Zeit auf meinen Teller starrte. Christabel versuchte ein paarmal, mich in ein Gespräch zu verwickeln, aber sowohl ihre Nachfragen zu meinem Schultag als auch ihre vorsichtigen Vermittlungsversuche (»Marian kommt aus Südfinnland, wir haben vorletztes Jahr quasi bei ihm nebenan Urlaub gemacht.«) speiste ich mit einsilbigen Antworten ab.

Die meiste Zeit über war nur das Klackern von Christabels Fingernägeln zu hören, die so lang waren, dass es einiges an Geschicklichkeit erforderte, damit eine Gabel zu halten, und spitz genug, um jemanden damit aufzuschlitzen. Es waren natürlich keine echten Nägel, sondern diese Gelversionen aus dem Nagelstudio, also viel härter als normale Fingernägel. Und damit eindeutig auch gefährlicher.

Überhaupt war Christabel schon immer diejenige in unserer Familie gewesen, die die Beschützerrolle einnahm. Ich erinnerte mich noch genau an unseren Urlaub auf Mallorca vor fünf Jah-

ren, in dem ein Taschendieb mit dem Portemonnaie meines Vaters abgehauen war. Christabel hatte sich den Typen nicht nur geschnappt und unser Eigentum zurückgeholt, sie hatte ihn auch ganz schön ... vermöbelt. Unser gesamtes Geld war in dem Portemonnaie gewesen, plus der Ausweise von meinem Vater und mir. Ich war ziemlich geschockt gewesen, als ich sah, wie sie sich auf den jungen Mann stürzte, der nicht mit den Kampfkünsten unserer ältlichen Haushälterin gerechnet hatte. Im Handumdrehen hatte sie ihm die Schulter ausgekugelt und ihn außer Gefecht gesetzt. Der arme Kerl hatte vor Schmerz laut aufgeschrien. Obwohl ich kein Freund von körperlicher Gewalt war, konnten wir nur froh sein, dass Christabel dabei gewesen war. Mein Vater wäre mit der Sache vollkommen überfordert gewesen. Der brachte es noch nicht einmal über sich, eine Mücke zu erschlagen.

Jetzt machte Christabel allerdings eher einen nervösen als einen aggressiven Eindruck. Immer wieder wanderte ihr Blick zwischen Marian und mir hin und her. Auch wenn ich sie kaum ansah, spürte ich, wie sie mich beobachtete. Gerade so, als warte sie nur darauf, dass ich mich mit diesem dämlichen Austauschschüler, den sie angeschleppt hatte, anfreundete. Aber den Gefallen würde ich ihr nicht tun.

Hastig schlang ich die Nudeln in mich hinein. Dann hatte ich es endlich geschafft, meine Portion zu bewältigen. Ich war zwar noch nicht ganz satt, aber einen Nachschlag zu nehmen und noch länger hier sitzen zu bleiben, kam nicht infrage. Dafür war ich eindeutig noch viel zu wütend. Ohne darauf zu warten, dass die anderen aufgegessen hatten, stand ich auf.

»Ich gehe schlafen«, verkündete ich und war schon fast aus der Tür, als ich plötzlich stockte. Nein! Das durfte doch nicht

wahr sein! Hatte ich jetzt endgültig den Verstand verloren? Ich wirbelte herum und startete zur Spüle herüber.

Aus dem Augenwinkel hatte ich eine Bewegung wahrgenommen. Eine Bewegung, wo keine hätte sein dürfen.

Einen Schatten.

Verfolgten mich diese Dinger jetzt etwa schon bis nach Hause? Ich blinzelte, doch der Platz vor der Arbeitsfläche war leer.

Meine Güte! Sollte ich meinen Vater bitten, mich in eine psychiatrische Klinik zu bringen? Ich war mir sicher, dass da gerade etwas gewesen war, etwas oder jemand. Direkt neben der Spüle. Und es hatte einen Schritt in meine Richtung gemacht. Ich spürte, wie sich eine steile Falte auf meiner Stirn bildete, und fuhr mir mit der Hand über die Augen. Zumindest einen Sehtest sollte ich wohl mal wieder machen. Den würde ich für den Führerschein ja ohnehin in ein paar Monaten brauchen. Bei dem Gedanken, demnächst blind oder geistesgestört in der Fahrprüfung zu sitzen, musste ich grinsen und erschrak im selben Augenblick, weil dieses Grinsen ja wohl eindeutig auf Letzteres hindeutete. Mein Vater, der mit dem Rücken zu mir saß, bemerkte von alledem nichts. Christabel und Marian musterten mich allerdings mit einem höchst merkwürdigen Blick.

»Ist alles in Ordnung, Engelchen?«, fragte Christabel.

Ich blinzelte. »Ja, klar«, stammelte ich. »Gute Nacht.«

Verunsichert stolperte ich ins Bad und stellte mich unter die Dusche. Länger als nötig ließ ich mir das heiße Wasser auf Kopf und Rücken plätschern. Es tat gut. Als würde alle Verwirrung von mir gewaschen. Ich fühlte, wie sich meine Muskeln entspannten und das Gedankenkarussell in meinem Kopf langsamer wurde. So langsam, dass ich, als ich kurz darauf satt und schläfrig in meinem Bett lag, beschloss, mich vorhin in der Kü-

che getäuscht zu haben. Es war ein langer seltsamer Tag gewesen. Kein Grund, hinter jeder Ecke einen Schatten zu sehen, dachte ich, schob mir Franz, mein schafförmiges Kuschelkissen, in den Nacken und griff nach dem Buch auf meinem Nachttisch, um noch ein wenig zu lesen. Schon nach ein paar Seiten jedoch fielen mir die Augen zu. Ich war müde, unheimlich müde. Müde wie nie in meinem Leben.

Der Schlaf überkam mich wie ein unbändiger Sog, schien mich zu verschlingen. Es kam mir vor, als würde er mich in die Tiefe reißen. Als fiel ich mitten hinein in ein dunkles Nichts. Als sank ich hinab zum Grund eines schwarzen Vulkansees. Es fühlte sich gut an, beruhigend. Aber ganz anders als sonst. Normalerweise dämmerte ich langsam hinüber, hatte einen leichten Schlaf.

Jetzt aber ließ ich mich erschöpft fallen, weiter und immer weiter hinab in die Finsternis, ein Meer aus samtigem Schwarz, das über meine Haut strich wie eine Liebkosung. Bis die wohlige Schwärze plötzlich von einem gleißenden Licht durchbrochen wurde, das mich blendete und zurückzucken ließ. Ich konnte die Quelle nicht ausmachen, doch einen kurzen Augenblick lang fühlte ich mich ganz und gar durchleuchtet. Mein Innerstes war erfüllt von dem Licht, heiß glühend und klar. Friedlich. Fast hatte ich den Eindruck, ich selbst wäre es, die leuchtete wie eine Sternschnuppe und am nächtlichen Himmel ihre Bahn zog. Ich genoss die Hitze auf meiner Haut, die mich zu streicheln schien, sah nichts als Helligkeit und fühlte mich geborgen. Am liebsten wäre ich für immer im Licht geblieben.

Doch wenig später erlosch es genauso plötzlich, wie es erstrahlt war. Die Dunkelheit, die mir vorher so angenehm gewesen war, umschloss mich erneut, dieses Mal jedoch mit eisigem Griff,

und riss mich weiter hinab in ihren Schlund. Ich fror, schlang im Fallen die Arme um meinen Körper und bemerkte im gleichen Augenblick, dass ich nicht länger allein war.

Überall um mich herum waren jetzt schemenhafte Gestalten. Und auch sie fielen. Wie menschliche Regentropfen rasten wir gemeinsam hinab. Frierend stürzten wir einem Erdboden entgegen, der von einer Sekunde zur nächsten unter uns erschienen war. Ich erkannte ein Meer von Dächern und Schornsteinen, das sich von Horizont zu Horizont erstreckte. Eine Stadt. Grau leuchtete sie mir entgegen. Doch ich verspürte keine Furcht, war seltsam teilnahmslos, wie man es nur im Traum sein konnte.

Träumte ich tatsächlich wieder?

Ich wusste es nicht, fiel einfach immer weiter. Die finstere Stadt unter mir kam unablässig näher. Straßen und Plätze schälten sich aus dem Dickicht der Häuser. Menschen waren auf ihnen unterwegs, wurden rasend schnell größer, während ich geradewegs auf das Dach eines rechteckigen Gebäudes zustürzte, schneller und schneller. Fast schon hatte ich es erreicht.

Den Aufprall erwartend, blinzelte ich, nur den Bruchteil einer Sekunde schlossen sich meine Lider. Doch im gleichen Augenblick spürte ich, wie mein Fallen abrupt endete.

Ungläubig schlug ich die Augen auf.



3
EISENHEIM

Wieder befand ich mich in diesem Raum. Ich erkannte ihn am Geruch und den Gerätschaften unter der Decke. Allerdings schwamm ich dieses Mal nicht in einer Wanne voller Nebel, sondern lag auf einer Art Trage. Und ich fühlte mich auch nicht so erstarrt wie in meinem Traum am Mittag.

Schwungvoll setzte ich mich auf und bemerkte, dass ich mit meiner Vermutung anscheinend gar nicht so falsch gelegen hatte: Ich war in einer Art Labor gelandet, und zwar in einem sehr staubigen. Der Raum war klein, kaum größer als mein Zimmer. Vielleicht wirkte er aber auch nur so, vollgestopft, wie er war. Mit Ausnahme der Aussparung, die man für eine niedrige Holztür gelassen hatte, war jeder Zentimeter Wand von Regalen bedeckt, in denen sich Bücher, Tiegel, Dosen und Reagenzgläser in einem heillosen Durcheinander türmten. Dazwischen lugten Werkzeuge und seltsam geformte Metallgegenstände hervor, von denen manche verdächtig nach Skalpellen aussahen. Etwas Schleimiges schwamm in einem Einmachglas auf einem der oberen Bretter.

Ich schluckte. War das hier womöglich der Operationssaal eines Wahnsinnigen? Meine Trage jedenfalls stand ziemlich mittig im Raum und erinnerte mich an die ledergepolsterte Liege

meiner Hausärztin. Auch der Geruch sprach dafür, wobei der Staub und die Spinnweben zwischen den Regalen nicht gerade von Sterilität kündeten. Und das gedämpfte Licht, das von einer Petroleumlampe unter der Decke ausging, schien nicht unbedingt das einer Arbeitsleuchte zu sein.

Ein Schaudern durchlief meinen Körper, vor allem weil mir plötzlich auffiel, wie schal und farblos alles um mich herum wirkte. Ausgewaschen und verblichen. Was war das nur für ein seltsamer Traum? Ich sah an mir herunter und bemerkte, dass auch ich jede Farbe verloren hatte. Einen Moment lang starrte ich auf meine grauweißen Hände.

Ein lang gezogenes Quietschen ließ mich zusammenfahren, als plötzlich die schwere Tür des Labors geöffnet wurde und der alte Mann eintrat, den ich bereits in meinem letzten Traum gesehen hatte.

»Ah«, sagte er, als er mich sah. »Du bist aufgewacht.« Mit zwei raschen Schritten, die ich ihm in seinem Alter gar nicht zuge-
traut hätte, war er bei mir. Obwohl er mit seiner bodenlangen Robe und den buschigen Brauen nicht gerade aussah, als habe er in nächster Zeit vor, mein Gehirn zu transplantieren, wich ich zurück bis ans andere Ende der Liege.

»Wer sind Sie?«, fragte ich mit belegter Stimme.

»Du hast bestimmt Angst, Flora, das ist ganz normal. Und natürlich verstehst du nicht, was heute mit dir geschehen ist«, sagte der Mann und kam erneut näher. »Ich bin Fluvius Grindeaut und es gibt überhaupt keinen Grund, sich zu fürchten, in Ordnung?«

Ich rutschte trotzdem weiter zurück. Zu weit. Unsanft landete ich auf dem gefliesten Boden.

»Hoppla«, sagte der Mann mit dem Bart, während ich mir die

schmerzende Hüfte rieb. Dass sich ein Traum so echt anfühlen konnte ...

»Was ... ist das hier? Wo ...?«, stotterte ich.

»Bitte, Flora, du musst wirklich –«

In diesem Moment, gerade als ich mich wieder aufgerappelt und dabei festgestellt hatte, dass ich statt meines Schlafanzugs eine weite dunkle Hose mit passendem Hemd und weiche Lederstiefel trug, erschien aus dem Nichts heraus eine weitere Gestalt. Von einer Sekunde zur nächsten stand sie da, kaum zwei Meter von mir entfernt. Ich erschrak, denn auch diese Person kannte ich bereits.

Es war Marian. Groß und bleich und genauso farblos wie ich sah er mich an, die Kiefer fest aufeinandergepresst. Er war ähnlich gekleidet wie ich. Betont lässig verschränkte er die Arme vor der Brust. Mit einem langen kritischen Blick musterte er mich. »Flora?«, murmelte er misstrauisch.

Ich kniff die Augen zusammen, machte noch einen Schritt nach hinten und spürte, wie meine Schultern gegen eines der Regale stießen. Hinter meinem Rücken begann ich nach etwas zu tasten, das sich als Waffe gebrauchen ließe.

»Bitte beruhige dich, Flora. Wir werden dir alles erklären«, redete der alte Mann noch einmal in beschwörendem Tonfall auf mich ein, bevor er sich zu Marian umwandte und ihn zornig anfunktete. »Ich hatte dir doch gesagt, du sollst nicht hier auftauchen. Nicht, bis ich mit ihr geredet habe.«

»Ich bitte um Verzeihung, Meister«, sagte Marian, während meine Hand etwas Weiches, Felliges ertastete, das mich angeekelt zurücksucken ließ. »Ich hätte nicht so lange bei ihr wachen dürfen.«

»In der Tat«, sagte der Mann und wandte sich wieder mir zu.

»Komm, Flora. Wir haben viel zu besprechen und wir sollten es an einem etwas angenehmeren Ort tun.« Er öffnete die Tür und bedeutete Marian und mir, ihm zu folgen.

Zuerst zögerte ich. Ich misstraute diesen Leuten, aber ich fürchtete mich auch vor diesem finsternen Labor. Und außerdem wäre ich jetzt wirklich gerne aufgewacht. Im Vergleich zu meinem Traum am Mittag dauerte dieser hier entschieden zu lang. Ich versuchte es mit diesem alten Trick, indem ich mich selbst in den Arm kniff, aber außer dass der Schmerz sich überraschend echt anfühlte, passierte nichts.

Erwartungsvoll stand Marian in der Tür und sah mich an. »Komm schon«, sagte er. Es klang beinahe freundlich.

Mit einem Seufzen folgte ich den beiden Männern hinaus und durch einen von gräulich leuchtenden Fackeln erhellten Gang aus grob behauenen Stein, der an einem schmiedeeisernen Tor endete. Unversehens fand ich mich im Freien wieder.

Es war Nacht und wir betraten einen kleinen Platz, der von riesenhaften Wohnhäusern gesäumt wurde. Auf der gegenüberliegenden Seite erhob sich die Silhouette einer Kirche, links und rechts zweigten mehrere Gassen ab, die ich in der Dunkelheit nur erahnen konnte. Eisige Kälte schlug mir ins Gesicht, doch meine Kleidung erwies sich als erstaunlich wärmend.

»Es ist nicht weit«, sagte der alte Mann und hielt auf die Kirche zu. »Und du brauchst wirklich keine Angst zu haben.«

»In Ordnung«, sagte ich und ließ mich unauffällig ein paar Schritte zurückfallen.

»Ich werde Mafalda bitten, uns einen Tee zu kochen«, fuhr er fort und sah sich über die Schulter zu mir um, ein Lächeln auf den Lippen. Es gefror jedoch zu einer Maske, denn in diesem Moment rannte ich los.

Ich machte einfach auf dem Absatz kehrt und nahm die Beine in die Hand. Ohne zu überlegen, stürzte ich in die am nächsten gelegene Gasse.

»Warte!«, rief der Mann heiser. »Bleib hier!«

Doch ich achtete gar nicht auf ihn, rannte einfach immer weiter, ganz egal, wohin, bloß weg von diesen Leuten. Dunkel wuchsen die Häuser rechts und links neben mir empor. Nur hier und da drang ein Lichtschein aus den Fenstern und tauchte die Gasse in ein mattes Schimmern. Meine Schritte waren auf dem Kopfsteinpflaster beinahe lautlos. Ich hörte lediglich meinen eigenen fliehenden Atem und das Klopfen meines Herzens. Trotzdem spürte ich, dass ich verfolgt wurde.

Irgendwo hinter mir war Marian.

Und er holte rasch auf. Er war einfach so viel schneller als ich, schon erahnte ich einen Luftzug hinter mir.

Meine einzige Chance war die Dunkelheit. Ich konnte nur hoffen, dass es mir in der Finsternis gelang, ihn im Gewirr der Gassen abzuhängen. Schnell schlug ich einen Haken, lief wahllos um Kurven, zwängte mich zwischen zwei Häuserwänden hindurch in eine Querstraße und dachte schon, ich hätte es geschafft. Da bemerkte ich, dass ich in einer Sackgasse gelandet war.

Mit einem Satz war Marian bei mir und umfasste meine Schultern mit eisernem Griff. Ich wehrte mich, versuchte, mich ihm zu entwinden und nach ihm zu treten, doch es war zwecklos. Dennoch gab ich nicht auf, zappelte herum, so viel ich konnte, und schrie aus Leibeskräften um Hilfe, während mir der Geruch von Holz und Harz und Erde in die Nase stieg. Wald, schoss es mir durch den Kopf.

»Hiiiiiiilfeeeeee!«, kreischte ich.

»Beruhige dich, Flora. Niemand hat vor, dir etwas zu tun!«, rief Marian und packte mich noch ein wenig fester. »Beruhige dich!«

»Ich will mich aber nicht beruhigen«, keuchte ich. »Hilfe! Hört mich denn keiner?«

Nirgendwo rührte sich etwas.

»Bitte«, versuchte Marian es etwas freundlicher. »Wir helfen dir. Komm mit mir, ja?«, sagte er und zwang mich, ihm ins Gesicht zu sehen. »Ja?«

Ich schluckte, verwirrt, weil er so anders aussah als heute Nachmittag. Das blonde Haar hing ihm zerzaust und fast weiß in die Stirn und seine vorher grünen Augen wirkten in dieser seltsamen Stadt wie graue Murmeln. Wie glänzendes Glas. Etwas in seinem harten Blick traf mich tief in meinem Innersten, ohne dass ich es hätte fassen oder gar erklären können. Es war ein seltsam vertrautes und doch fremdes Gefühl. Der Ausdruck, der auf seinem ebenmäßigen Gesicht lag, erschütterte mich und beinahe meinte ich, so etwas wie einen Funken Zuneigung darin zu erkennen.

Aber zugleich spürte ich auch, wie ich furchtbar zornig wurde. »Was fällt dir eigentlich ein, dich zuerst in meine Familie und dann auch noch in meinen Traum einzuschleichen?«, fauchte ich und der Funke erlosch. »Ich kenne dich nicht. Ich mag dich nicht. Und ich brauche keine Hilfe, verstanden?«

Einen Augenblick lang taxierte er uns. Dann kniff ich die Lippen zusammen, startete betont an ihm vorbei, wartete. Ein paar Sekunden lang hielt Marian mich noch fest, dann lockerte sich sein Griff.

»Verstanden«, sagte er schließlich und ließ mich endgültig los. Abrupt wandte er sich um und ging. Ohne sich noch einmal umzusehen.

Verdattert und außer Atem sah ich ihm nach, bis er kurz darauf um die nächste Kurve verschwand. Ich war allein. Erschöpft hockte ich mich in einen Hauseingang und legte den Kopf in den Nacken. Meine Oberarme schmerzten dort, wo Marians Hände sie umfasst hatten, bestimmt bekam ich blaue Flecken. Ich seufzte. Blutergüsse von einem Traum, das war doch abstrus. Was geschah nur mit mir? Nach allem, was ich über Träume wusste, hatte ich jedenfalls nicht das Gefühl, dass dieser hier normal war. Nein, das Gegenteil war der Fall. Ich war in eine verwirrende Traumwelt geraten, die mir beinahe real erschien, obwohl ich längst zu alt war, um an Orte wie diesen zu glauben. Ich wollte auf die Uhr sehen und tastete in meiner Hosentasche nach meinem Handy. Vergeblich natürlich, denn dies war ein Traum. Ein mieser, handyloser Traum.

Eine Zeit lang blieb ich unschlüssig auf der steinernen Türschwelle sitzen. Vielleicht ist es am klügsten, einfach abzuwarten, bis ich aufwache, überlegte ich, als plötzlich etwas aus der Dunkelheit auf mich zuschoss und mich mit einem Knurren zu Boden riss.

Spitze Zähne blitzten vor meinem Gesicht auf, fauliger Atem schlug mir ins Gesicht. Es war ein Tier, da bestand kein Zweifel. Und es schnappte nach mir. Panisch wand ich mich unter dem Gewicht des Biestes, das in etwa so groß wie ein Schäferhund war, entkam den vorschnellenden Kiefern und rammte meine Faust in die Flanke des Monsters. Meine Fingerknöchel schabten über den von Hornplatten überzogenen Körper, die echsenhaften Augen des Wesens verengten sich zu Schlitzen. Erneut schnappte es nach mir. Diesmal streiften die nadelspitzen Zähne meine Schulter. Ich schrie auf, obwohl die Wunde nicht tief sein konnte. Warmes Blut sickerte in einem Rinnsal meinen Arm hi-

nab, während das Ding auf meiner Brust sich bereit machte, meine Halsschlagader zu zerfetzen.

»Filibert! Aus! Komm her!«, ertönte eine Kinderstimme. Tatsächlich ließ das Ungeheuer augenblicklich von mir ab und trabte zu dem Mädchen hinüber, das in einen altmodischen Mantel und eine Fellmütze gehüllt am Ende der Gasse erschienen war. Ächzend rappelte ich mich auf. Als wäre es so zahm wie ein Regenwurm, strich das Monster um die Beine der Kleinen. Sie mochte vielleicht neun Jahre alt sein. Auf ihrer Stirn bildete sich eine Falte, als sie mich sah.

»Tut ... tut mir leid«, stammelte sie, sah dabei aber nicht sonderlich zerknirscht aus. »Ich habe Filibert erst seit ein paar Wochen. Aber er ist selbst für einen Drago ziemlich wild.« Sie griff in ihre Manteltasche und streckte dem Biest zu ihren Füßen die Hand hin. Der Drago, wie sie ihn genannt hatte, schien kurz zu überlegen, ob er sie abbeißen sollte, entschied sich dann aber doch, sich nur das Leckerchen zu schnappen.

»Dein Vieh da hätte mich fast umgebracht, Kleine«, stieß ich hervor und deutete auf meine Schulter. Ein dunkler Fleck von der Größe eines Handtellers hatte sich rechts über dem Schlüsselbein gebildet.

Das Mädchen tätschelte dem Ungeheuer den Kopf. »Tut mir wirklich leid. Irgendwie macht er so was andauernd«, sagte es und warf mir einen verschwörerischen Blick zu. »Meine Mutter hat gesagt, draußen vor der Stadt, wo das ewige Nichts beginnt, leben Dämonen und warten auf jeden, der sich bis dorthin wagt. Ich habe schon überlegt, ob Filibert vielleicht von so einem besessen sein könnte.« Die Kleine flüsterte jetzt. »Das wäre ganz schön cool, oder? Finden Sie nicht?« Sie grinste ein Zahnlückengrinsen.

»Geht so«, sagte ich langsam und wich zurück, als das Biest in meine Richtung sah.

»Einen besessenen Drago hat jedenfalls keiner«, meinte das Mädchen beleidigt und wandte sich um. »Filibert und ich müssen jetzt gehen. Und Ihre Schulter heilt schon wieder. Ist doch nur ein Kratzer.«

Noch immer vollkommen perplex presste ich den Finger auf die Wunde, um die Blutung zu stillen, und sah den beiden nach, auch dann noch, als sie schon längst wieder im Gewirr der Gassen verschwunden waren. Ein Monster hatte mich angefallen und gebissen! War ich eigentlich noch gegen Tetanus geimpft? Im Geiste versuchte ich mir die Stempel in meinem Impfpass vorzustellen. Dann schüttelte ich entschieden den Kopf. Verdammt, das hier war ein Traum, mehr nicht. Einer von der beschisseneren Sorte, zugegeben. Und wie es aussah, einer, in dem ich festsaß.

Ich strich mir das Haar hinter die Ohren und hauchte in meine eisigen Hände. Ein heißer Kaffee wäre jetzt gut, dachte ich und bemerkte kaum, wie ich den Hauseingang verließ und mich aufmachte, diese Stadt zu erkunden, die mir von Moment zu Moment merkwürdiger vorkam. Ich lief los, ohne zu wissen, wohin meine Schritte mich lenken würden, und es dauerte nicht lange, bis die Stille von einem Rauschen übertönt wurde, das langsam lauter wurde. Und deutlicher. Ich näherte mich den Geräuschen, erkannte bald Stimmen, hörte Motoren und Menschen. Neugierig bog ich um die nächste Ecke und befand mich plötzlich auf einer breiten Straße, die von Gaslaternen erleuchtet wurde.

Ein bisschen kam es mir so vor, als wäre ich in einen alten Schwarz-Weiß-Film gestolpert: Zwischen Geschäften und Cafés

mit Speisekarten in schnörkeliger Schrift flanierten Menschen jeden Alters. Sie alle trugen altmodische Kleidung, die Frauen schmale Kleider mit tief sitzenden Tailen und passenden Hüten, die Männer Einstecktücher und Spazierstöcke. Glänzende Oldtimer bahnten sich ihren Weg vorbei an spielenden Kindern und Litfaßsäulen, die für Varieté- und Theatervorführungen warben. »Rue Monsieur le Coq« stand auf einem eleganten Schild an einer der Hauswände.

Andererseits bemerkte ich aber auch Dinge, die ich nie zuvor in einem solchen Film gesehen hatte. Menschen zum Beispiel, die von einer Sekunde zur nächsten aufflackerten und sich in Luft auflösten, während andere wie aus dem Nichts erschienen. Da war eine Frau, die gleich drei von diesen Ungeheuer-Hunde-Echsen Gassi führte, als wären es puschelige Haustiere. Und über den Köpfen der Leute schwebten zahlreiche Kugeln in der Größe von Fußbällen, die von innen heraus leuchteten und die farblosen Gesichter in ein sanftes Schimmern hüllten.

Langsam wanderte ich die Straße entlang, wie eine Schlafwandlerin zwischen all diesen Leuten, die mich kaum beachteten. Mein Traum hatte mich jetzt ganz und gar gefangen genommen. Ich staunte über Villen und Stadthäuser aus einer anderen Zeit, Paläste und Plätze mit Springbrunnen und Denkmälern, die mich an Kohlezeichnungen auf alten Postkarten erinnerten. Einmal wäre ich beinahe gestolpert, als ich zu meiner Linken die vertraute Silhouette des Eiffelturms erkannte, hinter der sich unverkennbar die Zwiebeltürme des Kremls erhoben.

Wenig später entfuhr mir ein erschrockener Aufschrei, als ein Lieferwagen einen Moment lang den Weg versperrte und der Oldtimer neben mir sich kurzerhand in die Luft erhob, um das Hindernis zu überfliegen. Das Auto drehte eine kleine Ehren-

runde um die Spitze eines Turmes, den ich für Big Ben gehalten hätte, wenn sich auf seiner Vorderseite anstatt der einen Uhr nicht gleich ein Dutzend Zifferblätter befunden hätte, die alleamt unterschiedliche Uhrzeiten anzeigten. Als habe ein irrer Architekt versucht, gleichzeitig alle möglichen Zeitzonen abzubilden, überlegte ich, brach dann jedoch mitten im Gedankengang ab. Mittlerweile war es wohl besser, gar nicht erst zu versuchen zu verstehen, was vor sich ging. Träume waren nun mal nicht logisch.

So ging ich weiter und mit der Zeit wurde die Straße merklich schmaler und wieder dunkler. Es gab keine Geschäfte mehr, und wenn, dann waren die Schaufenster mit Brettern vernagelt. Die Häuser wurden hässlicher, verfallener. Der Kaffee, den ich hatte trinken wollen, fiel mir wieder ein, jetzt, da die Cafés weit hinter mir lagen. Immer weniger Menschen waren unterwegs und schließlich war ich allein.

Dafür schlug mir nun der Geruch von heißem Öl und Abgasen entgegen. Um mich herum erhoben sich nach und nach Fabrikhallen und Schornsteine aller Art, aus denen schwarzer Qualm quoll, um sich wie Gewitterwolken an den lichtlosen Himmel zu heften. In der Ferne erkannte ich einen Förderturm, der mich an den der Zeche Zollverein erinnerte, die wir letztes Jahr mit unserem Geschichtskurs besucht hatten. Anscheinend war ich im örtlichen Industriegebiet gelandet.

Trotzdem kehrte ich nicht um. Etwas, ein unbestimmtes Gefühl, zog mich weiter hinein in diese triste Gegend, bis ich schließlich auf einen Platz trat, über den dicke Nebelschwaden waberten. Feucht und grau hingen sie über dem schmutzigen Kopfsteinpflaster und nahmen mir die Sicht. Nur schemenhaft erkannte ich deshalb die Menschen, die in langen Reihen hin-

tereinander hermarschierten. Sie wirkten abgekämpft, verhärtet. Und es waren so viele! Gesichtslos zogen Männer, Frauen und Kinder an mir vorbei. Eingehüllt in Lumpen und Erschöpfung strömten sie auf die Tore der Fabriken rings um den Platz zu, die sie dunklen Schlünden gleich zu verschlingen schienen, ihre Schritte ein einmütiges Schlurfen.

Langsam bahnte ich mir meinen Weg zwischen den Arbeitern hindurch. Ihre müden Augen schienen mich nicht einmal zu registrieren. Ich hingegen erkannte mehr und mehr Einzelheiten, eingefallene Wangen, knochige Schultern. Und das Gesicht eines Mädchens!

»Lena!«, rief ich verwundert, als ein Mädchen mit buschigen Brauen und Akne sich an mir vorbeisob. Das war eindeutig Lena aus meiner Klasse! Doch sie reagierte gar nicht, blickte nicht einmal auf. »Lena! Warte doch mal, ich ...«

Es war ein Fehler. Meine Stimme hallte über den Platz und die trägen Schritte hinweg, als hätte ich in ein Megafon gesprochen. Über mir zerriss ein Wiehern die Nacht und ich begriff, dass mein Mundwerk mal wieder schneller als mein Verstand gewesen war. Jemand war auf mich aufmerksam geworden. Jemand, der ganz und gar nicht so klang, als wolle er mich nur höflich bitten, das Werksgelände zu verlassen.

»Da! Da ist wer, ein Mädchen!«, rief jemand außerhalb meines Blickfeldes. Ich legte den Kopf in den Nacken und staunte.

»Haltet sie! Lasst sie nicht entkommen!«, forderte eine männliche Stimme irgendwo weiter oben.

»Ich übernehme das«, antwortete eine andere, während ich mich bemühte, mich aus meiner Erstarrung zu lösen. Zu fasziniert war ich von dem, was sich in der Höhe über dem Platz abspielte, von den Wesen, die dort ihre Kreise zogen.

Zuerst sah ich nur die Hufe des riesenhaften Pferdes, das sich schwarz glänzend aus dem Himmel schälte. Dann erkannte ich die mächtigen Schwingen. Seidig hoben und senkten sie sich in der Dunkelheit, während der meterlange Schweif in der Nachtluft wehte. Beinahe elegant lenkte der Reiter, ein Mann mit Backenbart und Zylinder, das Tier durch die Luft, gab ihm die Sporen und wies es an, auf mich herabzustürzen wie ein Raubvogel. Ich fühlte, wie die glühenden Augen des Pferdes mich fixierten.

Endlich rannte ich los.

Zum zweiten Mal in dieser Nacht ergriff ich die Flucht. Blind wand ich mich zwischen den Arbeitern hindurch, drängte sie zur Seite und spürte, wie sich die Lücken hinter mir gleich wieder schlossen. Unmöglich zu sagen, ob die Leute mir helfen wollten oder schlicht so schnell wie möglich wieder ihre Plätze einnahmen wie zurückschnellende Gummibänder. In diesem Moment war es mir aber auch egal.

Das pechschwarze Ross flog jetzt direkt über die Köpfe der Menschen hinweg, wieherte kreischend. Ich duckte mich, stürzte voran. Gleich hatte ich das Ende des Platzes erreicht. Die von den mächtigen Flügelschlägen aufgewirbelte Luft wehte mir die Haare ins Gesicht. Einen Moment lang sah ich gar nichts mehr, nur die Finsternis. Dann bemerkte ich neben mir eine weitere Gestalt. Ein Mann, abgemagert und schmutzig, rannte mit mir durch die Menge.

»Jetzt oder nie!«, keuchte er. »Ich habe es satt, für einen Hungerlohn in diesem Drecksloch zu schufteln.«

»Stehen bleiben«, rief der Reiter über uns.

»Niemals!« Der Mann beschleunigte noch einmal, zog an mir vorbei und ...

... lief einem zweiten geflügelten Pferd genau vor die Hufe. Ich erkannte noch, wie das Wesen den Kopf senkte. Das im nächsten Augenblick ertörende Knirschen jagte mir einen Schauer über den Rücken. Der Mann schrie auf. Dann das Geräusch eines Körpers, der auf dem Kopfsteinpflaster aufschlug. Und Flügelschläge. So nah! Ich spürte heißen Atem in meinem Nacken. Aber da, war das nicht das Ende des Platzes? Blind stürzte ich in die nächstbeste Gasse. Es war kaum mehr als ein Spalt zwischen zwei Fabrikhallen, der mich rettete. Noch war mein Verfolger mir auf den Fersen, doch der Durchgang war zu schmal und zwang Reiter und Pferd wieder in die Höhe.

»Wo ist sie?«, rief jemand zornig. »Haben Sie sie etwa verloren?«

»Nein, gleich hier unten ...« Die Stimme brach ab, denn ich hatte mich in die finstere Nische unter einer Betontreppe geworfen. Unsanft landete ich auf meinen Knien, während die Flügelschläge leiser wurden, sich hoffentlich entfernten.

»Ups«, flüsterte jemand direkt neben mir.

Ich zuckte zusammen. Mit einem Satz wirbelte ich herum und wäre vor Schreck beinahe wieder aus meinem Versteck herausgesprungen. Der Geruch eines ungewaschenen Körpers stieg mir in die Nase. Vor mir erkannte ich das Gesicht eines Mannes. Es wirkte teigig und starrte vor Dreck, genauso wie die zerschlissene Jacke und die Hose, deren linkes Bein über dem Knie abgeschnitten und zugenäht worden war, weil Schenkel und Fuß darunter fehlten. Halb saß der Mann, halb lag er. Sein Kopf war ein wenig zu groß für seinen mageren Körper und an manchen Stellen kahl, als habe ihm jemand ganze Büschel seines borstigen Haares ausgerissen. Er machte einen erbärmlichen Eindruck, doch er lächelte, als wäre er zur Abwechslung mal jemand, der mich nicht umbringen wollte.

»Guten Abend, die Dame«, sagte er und gab sich zerknirscht: »Hätten Sie Ihren Besuch in meiner bescheidenen Behausung doch angekündigt, jetzt habe ich nichts, was ich Ihnen anbieten kann. Nichts als Asche natürlich. Feinste frische Asche zwar, aber doch nicht jedermanns Geschmack.« Mit einer flinken Handbewegung klaubte er etwas Pulvriges vom Boden auf und ließ es sich in den Mund rieseln. »Ich persönlich finde sie ja vorzüglich«, nuschelte er kauend. »Es gibt nichts Besseres.«

»Äh«, sagte ich.

»Oh, verzeihen Sie«, rief er, wischte sich die Hand an der Jacke ab und streckte sie mir entgegen. »Mein Name ist Barnabas.«

Zögernd schüttelte ich die noch immer schmutzige und, wie mir auffiel, eiskalte Hand. »Äh, Flora«, stammelte ich. »Ich heiße Flora.«

»Angenehm.«

Ich schwieg und lauschte einen Moment lang, ob das fliegende Pferd zurückkehrte. Doch alles blieb still.

»Keine Angst«, sagte Barnabas, der meinen Blick auffing. »Die haben jetzt genug mit dem Schichtwechsel zu tun. Fürs Erste sind wir hier in Sicherheit.«

Erleichtert ließ ich mich gegen die Wand sinken und betrachtete meine Umgebung genauer. Der Raum war größer, als ich zuerst angenommen hatte, im hinteren Teil erkannte ich einen Haufen Lumpen, der dem Bettler (für einen solchen hielt ich ihn jedenfalls) anscheinend als Schlafplatz diente. Der gesamte Boden war von einer fingerdicken Ascheschicht überzogen.

»Wohnen Sie hier?«, fragte ich.

»Mehr oder weniger. Eher weniger«, meinte Barnabas.

Ich nickte, während er sich eine weitere Handvoll Asche in den Mund schob und diese genüsslich verzehrte.

»Und Sie, meine Dame? Was treibt Sie hierher?«, fragte er und leckte sich die Finger ab.

Tja, was trieb mich hierher? Was war dieses »Hier« überhaupt? Ich schlang die Arme um die Knie und starrte auf die grauschwarze Unterseite der Treppe, die das Dach unseres Verstecks bildete.

»Ich ... weiß es nicht«, sagte ich schließlich ehrlich. »Das ist, glaube ich, einer meiner Träume, der zweite, um genau zu sein. Ich bin eingeschlafen und war plötzlich in dieser Stadt und –«

»Verstehe«, fiel mir Barnabas ins Wort und verschränkte die Arme vor der Brust. »Sie sind neu.« Einen Moment lang schien er nachzudenken, dann bedachte er mich mit einem seltsamen Blick. Ich spürte, wie er meine Kleidung musterte, anscheinend etwas bemerkte, was ihm bisher nicht aufgefallen war. Ein lauernder Ausdruck huschte über sein Gesicht, nur ganz kurz. Schon lächelte er wieder. »Als Sie hier ankamen, hat Sie da denn niemand erwartet?«, erkundigte er sich freundlich.

Ich biss mir auf die Lippe. War Weglaufen etwa ein Fehler gewesen? Ich wusste es nicht, ich hatte das Gefühl, ohnehin viel zu wenig zu wissen. Marians Gesicht erschien vor meinem inneren Auge, bleich und hart. »Wir helfen dir«, hatte er gesagt. Dabei brauchte ich gar keine Hilfe. Oder etwa doch? Nein, das alles war schließlich nur ein Traum. Ein blöder, gruseliger Traum, aus dem ich früher oder später aufwachen würde.

»Oh«, sagte Barnabas. Er deutete mein Schweigen anscheinend falsch. »Nun, das kann schon passieren. Manchmal kommt es in den Minen, wie soll ich sagen ...« Der Bettler räusperte sich. »Es kommt zu Unfällen mit ihr. Und in seltenen Fällen bemerken die Aufseher nicht, dass ein Arbeiter dabei aufgeweckt wurde.«

»Unfälle womit?«, fragte ich. »Und aufgeweckt? Was soll das heißen?«

Barnabas' Lächeln wurde breiter, doch mir fiel auf, dass es seine Augen nicht erreichte. Noch einmal schüttelte er meine Hand, dieses Mal mit deutlich festerem Händedruck. »Willkommen«, sagte er feierlich. »Willkommen im Reich der Schatten, in Eisenheim, der Stadt der wandernden Seelen.«